

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 33

Artikel: Altaich [Fortsetzung]

Autor: Thoma, Ludwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645811>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
13. August
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Erhellte Ferne.

Von Martin Greif.

Nach entladenem Wetterregen
Hat die Ferne sich erhellt,
Und der Alpen Zug entgegen
Siehst du einsam dich gestellt.

Die im Wolkenduft verschwommen,
Tief erblauend steht sie da
Und so eng geschart zusammen,
Wie sie nie dein Auge sah.

Vor den wildgestürmten Massen
Hebt ein Dorf sich friedlich ab; —
Deinem Sehnen überlassen
Lehnst du still am Wanderstab.

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma.

(Copyright by Alb. Langen, München.) 15

Neuntes Kapitel.

Es war ein ruhevoller Sommerabend. Die Häuser auf dem Marktplatz schlürsten durch offene Türen und Fenster frische Luft ein, nach der sie den langen Nachmittag geschmachtet hatten.

Die Uhr auf dem Kirchturme glühte noch unter den letzten Sonnenstrahlen, aber dunkle Schatten, die langsam hinaufkrochen, versprachen ihr erquickende Kühle. Der Brunnen plätscherte lauter, und den Bürgern unter den Haustüren war eine stille Freude auf den Abendtrunk anzusehen.

Vor der Post ging Herr Dierl mit dem Kanzleirate unter ernsten Gesprächen auf und ab.

„Ich muß sagen, ich hab' eigentlich nichts g'merkt. Bis jetzt wenigstens is mir nix aufg'fallen“, sagte Schützinger.

„Sie wern's ja sehg'n, daß i recht hab'. Der Berliner hat was im Sinn, und der fade Kerl da drüber“ — Dierl deutete mit dem Stocke nach dem Kaufhause Natterer hin — „der wepsige Kramer is natürlì mit dabei ...“

„Was wollen s' denn machen?“

„An Fremdenjähwindel ei'fähr'n, d' Leut verderb'n, alles in d' Höh treib'n ... Ich kenn' de G'schicht'n, weil i' s' scho a paarmal erlebt hab' ...“

„Vielleicht sehn Sie doch zu schwarz ...“

„Na! Na! Verlassen S' Ihnen auf mich! ... Ah, gut'n Abend, Herr Posthalter! Sind S' heut recht fleißig g'weß'n?“

„Hat scho sei müäss'n ... 's letzte Juada Korn hamm ma rei ...“

Blenninger schnaufte in der Erinnerung an die Anstrengung und wischte sich mit seinem blauen Safttuch über die sonnenverbrannte Stirne.

Man hörte ein Horn tuten.

Die Altaicher Rühe wurden über den Marktplatz heimgetrieben. Geduldig trotteten sie übers Pflaster; ab und zu sonderten sich etliche vom Haufen ab und bogen in Seiten-gassen ein.

Dann blies der alte Hüter fest ins Horn zum Zeichen, daß die Stalltüren geöffnet werden sollten.

Dierl sah mit freundlicher Miene auf das Treiben.

„So was tuat van wohl“, sagte er. „Dös is no was aus der guat'n alt'n Zeit ...“

„Ja ... ja ...“ meinte der Posthalter, „aber ...“

„Was aber?“

„Der Zuastand paßt nimmer recht her ...“

Blenninger wies auf eine Kuh, die stehen blieb, und indes sie nachdenklich vor sich hinschaute, ein stattliches Andenken fallen ließ.

„No ... was is nacha?“ fragte Dierl.

„So was paßt si nimmer her ...“

„Auweh! Dös hätt' i liaba net g'hört.“

Dierl wandte sich unwillig ab und entfernte sich etliche Schritte mit dem Kanzleirate.

„Spanna S' was? Dös san scho de erst'n Anfang'. Jetzt hätt' der Lalli aa scho an Grau'n vor'm Landeb'n. A Kurort werd's halt, dös Altaich ...“

„Eine Aenderung in dem speziellen Punkt wär' ja net so schlimm“, entgegnete Schützinger, den der Vorgang nicht so stark angeheimelt hatte.

„Net? I will Ihna was sag'n. Wenn d' Leut amal de Sprüch' macha vom Andern und vom Fortschritt, wenn eahna dös Alte ordinär vorkimmt, nacha is's scho g'fehlt.“

„Ich bin ja auch fürs Romantische, aber ich meine, Herr Oberinspektor, es laßt sich auch vom hygienischen Standpunkt aus ...“

„Nix! I kenn' d' Leut und i hab' meine Erfahrunga g'macht. Wenn amal de Redensart'n ei'reiß'n von zeitgemäß und Fortschritt, nacha verschwindet der solide Geist.“

Die Rühe waren weiter getrottet, und aus der Ferne hörte man zuweilen den Hüter blasen. Die verklingenden Töne erregten in Dierl eine wehmütige Ahnung, daß es bald aus sein werde mit alten Bräuchen und alter Biederkeit.

Über den Platz herüber kam Martl und schenkte einen leeren Maßkrug, daß der Deckel auf- und zuklappte. Er pfiff vor sich hin und schritt daher wie das Sinnbild des altbayrischen Feierabends.

In Dierls Gemütt fiel ein Sonnenstrahl, als er den von aller Neuzeit unberührten Haustnicht sah, und er fingerte in der Westentasche an einem Marktstück herum. Doch er gewann seine Besonnenheit wieder und zog die Hand leer zurück.

Martl hatte den Seelenkampf bemerkt, denn Hausnicht sind scharfschlädig, und ihre Beobachtungsgabe ist nicht gering.

Er wunderte sich auch nicht über den lästigen Ausgang, denn er und sein Freund Hansgirgl betrachteten den Inspektor als nötigen Hund. Deswegen achtete er nicht auf die landsmännische Freude Dierls und schlurste ohne Gruß ins Haus.

„Wie lang' is der Martl schon bei Ihnen?“ fragte Dierl den Posthalter.

„Da Martl? A vierz'g Jahr g'wiß. Er is scho als Bua herkemma ...“

„Das is noch einer von der alt'n Garde. Solchene gibt's nimmer viel.“

„... Ja ja ... so scho sei“, sagte Blenninger trocken und schenkte seine Aufmerksamkeit einem aufgedonnerten Frauenzimmer, das gerade auf dem Bürgersteige daher kam.

Als wollte es ihnen die ganze Verdorbenheit der neuen Zeit vor Augen führen, so rauschte es an den fernigen Altbayern vorüber und warf aus untermalten Augen verächtliche Blide auf sie.

Der Kanzleirat schaute ihm verblüfft nach, und Dierl rief:

„Ja, was waar denn jetzt dös! Wie kimmt denn so was hieher?“

„Is ja a hiesige ...“ sagte der Blenninger.

„De ...?“

„Bon hier?“ fragte Schützinger. „Das kann man ja gar net glaub'n ...“

„Wenn i's Gahna sag'! D' Hallberger Marie is; an Schlosser Hallberger sei Tochta ...“

„In an solchan Aufzug?“ staunte Dierl.

„Sie is beim Theata oder halt bei so a 'ra Gaudi und Schlawinag'sellschaft in Berlin drob'n. Seit etli Tag is i' dahoam. Wahrscheinli is ihr der Diridari ausganga, sonst waar de wohl net hergroast ...“

Der Kanzleirat war nachdenklich geworden.

„Eine Dame vom Theater is sie? Das is eigentli sehr merkwürdi, wenn ma denkt, aus Altabach ... Und ein Schlosser is ihr Vater ...? Is er vielleicht der Schlosser grad gegenüber von der Kirch ...?“

„Ganz richti ... der is. Der Hallberger ...“

„M... hm...“ machte Schützinger. „Ich find', es is eigentlich sehr merkwürdi ...“

„Und des merkwürdigst is, daß anständige Bürgersleut eahma Tochter zu a 'ra Gaudig'sellschaft geh' lass'n ...“ sagte Dierl. „Dös hätt's früher all's net geb'n. Da hamm S' Gahna geliebte Neuzeit!“ wandte er sich an Blenninger.

„I? Was geht denn mi d' Neuzeit o?“

„Sie san aa scho o'g'steckt ... Wie S' voring daher g'redt hamm weg'n de Küah ...“

„Ah so ...“

„Was sind denn diese Hallberger für Leut?“ fragte Schützinger.

„Der Hallberger? Ja, er is amal a ganz a richtiger Mensch und hat an Ansehg'n hier. Da fehlat nix. Aber sie halt! Sie is a verrückte Haubod'nspinna; als Muatta scho gar nix wert. De hat dös Madl so dumm herzog'n. Zu der Arbat is i' z' nobl g'wen von floa auf, und all's hat sie dem Frahn hi'geh' lass'n ... no ja, ieza sieht ma's scho ...“

„Also! Was sag' i denn? Da hat ma den Beweis, was rauschaugt dabei, wenn ma dös Alte, dös Solide nimma reschpektiert ... Dös is der Zeitgeist! I bin froh, daß i net no mal jung sei muß ... Was is, Herr Kanzleirat? Genga ma nei zum Ess'n?“

„Ich hab' no kein recht'n Appetit und möcht' noch a bissel spazier'n geh'n ...“

„Biel Bergnög'n! I geh' zu meiner Hax'n ...“

Dierl ging ins Haus, und Schützinger schlenderte über den Platz und schaute angelegentlich in die Auslage des Kaufmanns Natterer, bis er sich durch die Spiegelung in der Fensterscheibe überzeugt hatte, daß auch der Posthalter weggegangen war.

Nun eilte er mit rascheren Schritten den Platz hinunter und bog in die Kirchgasse ein.

Eine süßliche Witterung von Parfüm zeigte ihm an, daß er auf der rechten Fährte war.

Kurz vor der Kirche nahm er die gemächlichste Gangart an und spielte zierlich mit seinem Stocke.

Er betrachtete das Portal aufmerksam, wie ein gewiefter Kenner von Barock und Rokoko; er trat zurück, um das Gesamtbild auf sich wirken zu lassen, und trat wieder näher, um die Einzelheiten zu mustern.

Dabei verlor er das Hallbergerhaus nicht aus den Augen, und er sah, daß die Dame vom Theater an ein offenes Fenster des ersten Stockwerkes trat und mit hochgezogenen Brauen zur Turmuhr hinaufschauten, um die Zeit auf ihrer Armbanduhr damit zu vergleichen.

Er bemerkte, daß ihr Blick den Turm herunter auf einen jugendlichen Kanzleirat glitt und auf ihm ein wenig hasten blieb.

Er hörte sie ein Lied trällern.

Viens poupoule, viens poupoule, viens!

Er kannte es nicht, aber es kam ihm ansprechend frivol vor.

Die Dame lächelte und trat vom Fenster zurück.

Das ruhige Lehrbubengesicht, das hinter einer Fensterscheibe zu ebenen Erde auftauchte und aus dem zwei lustige Augen sich auf ihn richteten, sah der Herr Rat nicht. Ihm genügten seine anderen Beobachtungen, die so stark auf ihn wirkten, daß seine Beine die auf Kanzleistühlen verlorene Beweglichkeit wiedergewannen und jugendlich tanzelten. Sie

behielten das bei, als der Herr Rat heimkehrte und in die Gaſtſtube trat, so daß Dierl erſtaunt auffah und fragte: „No ... no! Was haſſt du denn Sie heut für an Schwung?“

„Ich ſag' Ihnen, Herr Oberinspektor, so ein Spaziergang erfrift ungemein“, antwortete Schützinger und ſetzte ſich quedſilbern lebhaft auf seinen Platz.

*

Das Licht, das noch bei Natterer brannte, stand auf dem Tische, um den die Familie Hobbe ſaß. Es mußte etwas Bedeutendes geſchehen ſein, denn Vater, Mutter und Tochter hatten leuchtende Augen, und jedes drückte auf ſeine Art die gehobene Stimmung aus.

Der Professor ſtrich ſeinen Bart und ſah zur Dede empor, als könnte ſein Blick durch ſie hindurch zu fernen Höhen dringen. Frau Mathilde blickte verklärt den Gatten an, und das Töchterchen ſah ſo aus, als wäre der Geiſt der Kunftgeſchichte über es gekommen.

„Horſtmar, — also wirklich?“

„Ja, Mathilde.“

„Laß ſehen, wieviel Uhr es iſt! Zehn durch, du glaubſt, in einer halben Stunde?“

„Längſtens in einer halben Stunde. Ich werde nur mehr die beiden Schlüßläge niederschreiben.“

„Dann also wirklich! Altaich am letzten Juli, nachts halb elf.“ Frau Mathilde ſprach es halblaut vor ſich hin, und ein ſtolzes Lächeln ſpielte um ihren Mund. Sie stand auf und trat ans offene Fenster. Da unten lagen im Dunkeln die Häuſer Altaichs. Menschen ſchließen hinter ihren Mauern unter dicken Bettdecken, Menschen ſchnarchten in ihnen, Menschen träumten in ihnen irgend etwas Kleinliches, etwas unsäglich Bedeutungsloses. Ihnen war es eine Nacht wie jede andere. Wenn sie erwachten, gingen sie wieder an ihre unsäglich bedeutungsloſe Arbeit. Hier oben aber brannte ein Licht und leuchtete weit hinaus über die gebildete Menschheit.

„Horſtmar, ob jemand in diesem S... ſtädtchen jemals erfahren oder wiffen wird, welches Buch hier vollendet wurde? Am 31. Juli, nachts halb elf Uhr?“

„Ich glaube es nicht, Mathilde. Es liegt doch der Gedankenwelt dieser Menschen zu ferne.“

„Die Arme! Man fühlt unwillkürlich Mitleid mit Menschen, die immer im Dunkel leben.“

„Gewiß, Schätz. Das iſt ein natürlicheſches Gefühl. Wir dürfen uns aber der Hoffnung hingeben, daß in einer fortgeschrittenen Epoche die quantitativen wie die qualitativen Bestrebungen zum Geiſtigen größer werden, und daß die geiſtigen Gesamtſtrömungen auch über diese Dämme treten werden.“

„Glaubſt du?“

„Gewiß! Die Grenzen jeder Epoche werden weiter hinausgehoben oder, wie man vielleicht richtiger ſagen sollte: jede Epoche ſchiebt ihre Grenzen weiter hinaus.“

Frau Mathilde atmete tief auf und ſagte zu ihrem Töchterchen: „Komm! Nun wollen wir Papa gute Nacht ſagen. Und merke dir als Erinnerung für das Leben, er vollendet in dieser ſ... ſtillen Nacht ſein Werk: Ueber die Phantasie als das an ſich Irrationale.“

„Ja, Mama!“ ſagte Tildchen und hüpfte zum Vater. Es hauchte einen Kuß auf ſeine große, bleiche Denkerſtirne.

„Gute Nacht, Papa!“

„Gute Nacht!“ ſagte er ſchon etwas zerſtreut, denn die Schlüßläge arbeiteten mächtig in ihm.

Seine Frau, mit dem Zustande vertraut, ſtrich ihm über das Haar und entfernte ſich lautlos.

Eine Weile brütete Hobbe vor ſich hin, dann erhob er ſich mit einem raschen Entſchluſſe und schöpfeſt tieſt Atem.

Nun trat er auch ans Fenster.

Der volle Mond hatte ſich über das Dach der Nachbarscheune heraufgehoben und ſchauten mit ſtumpfer Neugierde in die Stube des Gelehrten hinein.

So, als wollte er fragen: „Was machen denn Sie eigentlich?“

Dabei ſah er nicht aus wie ein geiſtſpendender Himmelkörper, ſondern wie ein Spießbürger, der mit breitem Lachen Geheimniffe beobachtet und ſich an Geſchichten in Mägdelammern mehr ergötzt, als an der Vollendung eines großen Kunftgeſchichtlichen Werkes.

Rein Wunder, wenn man Jahrtausende hindurch Geheimniffe ſieht, die mit aufdringlicher Deutlichkeit geſchehen, während ſich das hohe Geiſtige im Verborgenen vollzieht.

Verzerrte nicht der alte Kenner der Menschen und ihrer Torheiten höhnisch sein Maul?

Hobbe hatte genug von ſeinem Anblide und ſchob den Vorhang vor.

Er legte feierlich einen Bogen Papier vor ſich hin, den letzten von ſo vielen, denen er ſein Tieffes anvertraut hatte.

Er tauchte die Feder ein und ſchrieb mit markigen Zügen:

„Das zum Minimum gebrachte Künstlerische iſt das stärkſte Abſtrakte, das zum Minimum gebrachte Gegenständliche iſt das stärkſte Reale. Das quantitative Minus des Abſtrakten iſt gleich ſeinem qualitativen Plus!“

Darunter ſchrieb er mit großen Buchſtaben: Finis, und machte einen mächtigen Schnörkel daran.

Nun holte er aus der Kommode das ganze didleibige Manuskript hervor und ließ die taufend Blätter liebkosend durch ſeine Finger gleiten.

Das Quantitative entzückte ihn. Es war viel Papier und alles eng beschrieben. (Fortſetzung folgt.)

Heimkehr.

Von Hans Peter Jöhner.

Zwei Wölklein glühen überm Rand
Des Berges, dessen Schatien blauen
Im Silberſee, wir beide ſchauen
Verſunken in den Sonnenbrand.

Sturzflüge macht die Schwalbenschar
Und wirbelt wieder in die Lüfte,
Jasmin und Rosen ſenden Düfte
Dem träumeriſch verschwieg'n Paar.

Schon wandern Lichter auf dem See
Und einen Nachen ſeh ich gleiten
Dem Ufer zu. — So führt aus Weiten
Die Liebe heim, das Heimatweh.